

Haben wir die falschen Ärzte?

Die heute praktizierte Zulassungsprüfung zum Medizinstudium prüft nicht die Eignung, ein guter Arzt zu werden, sondern bloss die Eignung, das Medizinstudium gradlinig zu durchlaufen. Soziale Kompetenz ist dabei kein Kriterium. Von Urs Eiholzer

Die Schweizer Bevölkerung wurde nie offiziell gefragt, was für Ärzte sie haben will. Es gibt aber trotzdem keinen Zweifel daran, was für Ärzte die Leute wollen. Sie wollen engagierte Ärzte, die zuhören können, und selbstverständlich solche mit dem nötigen Fachwissen. Aber nur Fachwissen allein? Nur wenige würden einen Fachidioten zum Hausarzt wählen. Werden aber engagierte, mitfühlende Bewerber für das Medizinstudium quasi als Kollateralschaden durch den «Eignungstest für das Medizinstudium» aussortiert? Was viele nicht wissen: Dieser Test prüft nämlich nicht die Eignung, ein guter Arzt oder eine gute Ärztin zu werden, sondern nur die Eignung, das Medizinstudium stromlinienförmig problemlos durchzustehen. Der genaue Name des Testes lautet denn auch: «Studierfähigkeitstest zur Erfassung der Studieneignung für ein Medizinstudium» (EMS).

Soziale Kompetenz kein Thema

Dieser Test wird in der Schweiz seit 1998 eingesetzt. Vor Einführung des Numerus clausus konnte jeder mit einem Maturitätsabschluss ein Medizinstudium beginnen. Rund 50 bis 60 Prozent der Studenten haben dann die Prüfungen am Ende des ersten und des zweiten Studienjahres nicht bestanden und das Studium abgebrochen. Weil die Ausbildungskapazitäten nicht optimal genutzt worden seien, habe man sich beim Zulassungstest auf Kompetenzen der Studieneignung beschränkt, heisst es auf der Website zum EMS (www.unifr.ch).

Heute wird mit dem Eignungstest entschieden, wer das Recht hat, später ein Allgemeinarzt, Psychiater, Kinderarzt, Augenarzt, Chirurg, Rechtsmediziner, Molekularbiologe, Versicherungsmediziner oder Verwaltungsratspräsident einer grossen internationalen Firma zu werden. Es werden hauptsächlich genaues und konzentriertes Arbeiten unter Stress, Kurzzeitgedächtnis, räumliches Vorstellungsvermögen und logisch-mathematische Denkfähigkeit geprüft. Menschen, die in Zahlen und logischen Systemen denken, haben wenig Mühe, diese Eignungsprüfung mit dem geforderten Spitzenresultat, nämlich zu den besten 30 Prozent zu gehören, zu bestehen.

Einfühlungsvermögen, Opferbereitschaft und kommunikative Fähigkeiten sind dagegen bei der Prüfung kein Thema. Man kann annehmen, dass mit dem Test überproportional viele Kandidaten aussortiert werden, bei welchen kreative Fähigkeiten sowie die Fähigkeit, sich einzufühlen und zu engagieren, in besonderem Masse vorhanden sind. Um diese Aussage noch etwas zuzuspitzen: Menschen mit autistischen Anlagen haben eine soziale und kommunikative Schwäche, sie können beispielsweise Gesichtsausdrücke beim Gespräch und deren kommunikative Bedeutung nicht richtig einschätzen, dafür haben sie aber oft ausgeprägte mathematisch-logische Fähigkeiten. Und Leute

mit besonderen mathematisch-logischen Fähigkeiten haben eine höhere Wahrscheinlichkeit, die Eintrittsprüfung zu bestehen und später eine Spezialistenlaufbahn einzuschlagen, statt Allgemeinpraktiker zu werden. Es ist also durchaus nicht ausgeschlossen, dass die Prüfung weniger sozialkompetente Kandidaten bevorzugt. Wenn wir eine kompetente medizinische Grundversorgung für die Schweiz wollten, müssten wir uns für andere Auswahlkriterien entscheiden. Dann müsste aber auch das Studium radikal umgekrempelt werden. Dann brauchte es beispielsweise auch eigene Fakultäten für Hausarztmedizin, in welchen vorwiegend Ärzte aus der Praxis unterrichten. Solange angehende Ärzte hauptsächlich von Uniklinik-Spezialisten ausgebildet werden, wollen auch die meisten von ihnen Spezialisten werden. Bereits Platon hat gewusst, dass der gute Lehrer weniger Inhalte vermittelt als vielmehr die Idee hinter den Inhalten und dass dabei die Begeisterung des Lehrers für sein Fach über den Erfolg des vermittelten Stoffes und die Laufbahn des Schülers entscheidend ist.

Kreative werden benachteiligt

Wie aber war es denn vor dem Eignungstest? Das erste und zweite Propädeutikum am Ende des ersten und zweiten Studienjahres waren die Hürden. Etwa die Hälfte der Studenten ist nach der ersten oder der zweiten Prüfung ausgestiegen. Dass dies keine so dumme Art der Selektion ist, zeigt die Tatsache, dass die welschen Universitäten Genf, Lausanne und Neuenburg weiterhin auf diese Methode der Selektion setzen. In den ersten beiden Studienjahren sind die Kosten noch relativ gering, weil die meisten Inhalte in Frontalvorlesungen vorgetragen werden. Die Studenten haben ein bis zwei Jahre Zeit, sich zu entwickeln und sich zu bewähren. Die zusätzlichen Investitionen in die ersten beiden Studienjahre, welche durch die grösseren Studentenzahlen bedingt sind, sollten für unser Land doch zu schultern sein.

Es ist übrigens auch denkbar, dass die Auswahl nach dem EMS-Eignungstest, also nach strikt logisch-mathematischen Fähigkeiten, nicht nur die einfühlsameren Studenten aussortiert, sondern auch die kreativeren unter ihnen benachteiligt. Kreative Menschen sind oft auch kritischer als weniger kreative. Wenn diese Überlegung stimmt, dann führt diese Auswahl auch zu weniger kritischen Studenten und damit zu einem einfacheren Unterrichts-Setting. Der kurzfristige Vorteil, ein ruhigerer Unterricht und eine ruhigere Fakultät, könnte sich langfristig als ein Nachteil erweisen, indem kritische Studenten einen Teil des Selbstreinigungssystems einer Fakultät darstellen.

Wir müssen uns nicht nur mit der Frage nach der richtigen Anzahl der Ausbildungsplätze beschäftigen, sondern vor allem die Auswahlkriterien hinterfragen. Wir brauchen nicht nur genügend Staatsexamen-Absolventen, sondern es

muss auch sichergestellt werden, dass Kandidaten ausgewählt werden, welche als zukünftige Ärzte den Bedürfnissen der Bevölkerung entsprechen. Kreativität, Empathie, Einfühlungsvermögen und Kommunikationsfähigkeit sind keine Quantité négligeable.

.....
Urs Eiholzer ist Professor für Medizin und Leiter des Pädiatrisch-Endokrinologischen Zentrums Zürich (PEZZ).